

(Nachdruck verboten.)

17]

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

Nachdem der kleine Kumpf abgefertigt war, nahm der Krämerskarl den Brief zur Hand, den ihm der Fockelsheinrich geschickt hatte. Das Schriftstück kam vom Grundbuchamt in Dortmund und war an die Spar- und Darlehnskasse gerichtet. In der Zwangsvollstreckungssache des Dortmunder Bankvereins gegen den Ludwig Brinkmann wegen rückständiger Hypothekenzinsen, hieß es, werde auf Antrag der Gläubigerin Termin zur Zwangsversteigerung des Hauses Baroper Straße drei auf den zweiundzwanzigsten Januar anberaumt. Anderweitige Rechte seien glaubhaft zu machen, widrigenfalls der Versteigerungserlös an die Stelle des versteigerten Gegenstands trete.

Der Krämerskarl las das Schriftstück, las es mit wachsendem Befremden noch einmal. Der Sachverhalt lag klar zutage. Der Eigentümer des Hauses Baroper Straße drei konnte die Zinsen der ersten Hypothek nicht bezahlen, die zweite war der Spar- und Darlehnskasse verpfändet. Wie hatte der Bauunternehmer gesprochen? „Ich habe mein Vermögen in guten Hypotheken angelegt.“ Hier war nur eine Möglichkeit: der Mann hatte sich gröblich täuschen lassen. Da sah man's wieder, auch der Klügste wurde einmal hinter das Licht geführt. Die Zwangsversteigerung an sich bedeutete übrigens noch keinen Verlust. Wenn das Haus so wertvoll war, wie Bisping versicherte, wurden die beiden Hypotheken gedeckt. In keinem Falle würde die Kasse Schaden erleiden. Bisping blieb ihr verantwortlich. Das Richtige war, er nahm das Dokument zurück und sorgte für eine andere Sicherheit.

Um der Kasse und um seiner eigenen Ehre willen mußte er, der Krämerskarl, die Angelegenheit sofort in Ordnung bringen. Denn er hatte Vorstand und Aufsichtsrat bewogen, dem Bisping das Darlehn zu gewähren. Der Fockelsheinrich hatte das Schriftstück überflogen. Vielleicht auch nicht. Jedenfalls hatte er keine Ahnung, um was es sich handelte. Ihn aufzuklären war Zeit genug, wenn man den Ersatz für die Hypothek in Händen hatte.

Der Rechner holte das Dokument herbei, steckte es in seine Tasche und schloß den Kassenschrank ab.

Es läutete fünf. Just fuhr der Anton Blitt aus Lauterbach vorbei. Dem rief der Karl zu: „Anton, nimm mich mit!“

Er warf seinen Mantel über und eilte hinaus. Der Anton half ihm auf den Bock, und die Braunen zogen an. Es ging eine scharfe Luft, aber unter warmen Decken spürte man nicht allzuviel davon.

„Was willst Du dann heut noch in Lauterbach?“ fragte der Fuhrherr.

„Ich hab was Bressantes,“ antwortete der Karl.

Der Anton bohrte ihn noch ein paarmal an, holte aber nichts aus ihm heraus.

„Auch gut,“ dachte er und war doppelt gesprächig.

Er kam von Engelrod. Dort war unter allgemeiner Beilegung der alte Peter Schuchardt begraben worden, der den Dorfnamen „Laubenschlag“ trug. Als einziges Kind war er von seinen Eltern arg verhätschelt worden. Damit er sich nicht verkälte, legte ihm die Mutter, auch wenn es das schönste Wetter war, einen Palatin um den Hals. Der Vater war feines Zeichens Schmied. Das Peterchen wurde konfirmiert. Und die Nachbarn redeten den Eltern zu, sie möchten den Bub in die Fremde schicken, damit er als künftiger Schmied etwas Nützliches lerne. Die Alten dachten nicht daran, sich von ihrem Einzigem zu trennen. Diesem selbst als einem rechten Nestküller wäre das größte Leid widerfahren, wenn man ihn in die weite Welt geschickt hätte. Wie nun das Bequädel der Leute nicht aufhören wollte, sprach die Schuchardtin zu ihrem Mann: „Weißt Du was? Wir verstecken das Peterchen im Laubenschlag. Da mag er vier Wochen hocken. Darnachert sagen wir, er wär in der Fremd' gewesen.“ Gesagt, getan. Das Peterchen verkroch sich in den Laubenschlag, blieb dort über Tag und wurde bei guter Verpflegung schneegeltet.

Nun geschah's, daß des Nachbars Balthes dem Peterchen Kameradin, das Stänzche, drunten im Hof mit Schlägeln trat. Auf einmal öffnet sich der Laubenschlag, doch eben steck den Kopf aus der Luke und schreit: „Dreck! Du auf! Wann ich alleweil net in der Fremd' wär, wär ich erabber und tät Dir den Buckel voll hauen!“ Da lachte Balthes von dem Stänzche ab und guckte wie vergerichtet in die Höhe. Dann lachte er hell auf. Und auch das Stänzche lachte übers ganze Gesicht. Eine Viertelstunde danach hatte das ganze Dorf, wo das Peterchen in der „Fremde“ war, das ganze Dorf, wo das Peterchen in der „Fremde“ war.

Das erzählte der Anton Blitt und erzählte noch viel mehr, denn er kutschierte jahraus, jahrein im Bogelsberg herum und kannte sich in allen Dörfern aus.

Der Krämerskarl hörte nur mit halbem Ohr zu. Seine Gedanken waren bei dem Bauunternehmer in Lauterbach. Wenn der jetzt nicht zu erreichen war, was gab's dann? Er konnte gefährlich krank geworden sein. Der Arzt würde niemand zu ihm lassen. Er konnte auch in Berlin oder in Frankfurt sein, mit seinen Abnehmern zu verhandeln. Wegen der Lohnzahlungen hatte er sich auf ihn, den Karl, als seinen Stellvertreter, verlassen. Der kleine Kumpf hatte recht. Ein Brief oder eine Postkarte wäre doch wohl am Platze gewesen. Große Herren erlaubten sich alles.

Das beschäftigte und erregte den Karl. Allmählich beruhigte er sich. Warum sollte er sich den Hirnkastien zerreißen? Der Bisping war ein reicher Mann. Die Kasse würde nichts verlieren.

Noch vor Abend kam die Kreisstadt in Sicht. Der Anton lenkte in die Bahnhofstraße ein und setzte dort seinen Fahrgast ab. Der zog ein paar Minuten später im Erdgeschloß eines stattlichen Hauses die Schelle. Niemand öffnete ihm. Er schellte noch einmal. Jemand rief von oben: „Sie wünschen?“

„Ich wollt den Herrn Bisping sprechen.“

„Bitte, kommen Sie einen Augenblick herauf.“

Es war der Hauseigentümer, der den Rechner in ein behaglich durchwärmtes Zimmer führte.

„Sie haben mit dem Herrn Bisping Geschäfte?“

„Jawohl, ich wart schon seit vierzehn Tagen auf ihn.“

„Da warten Sie vergeblich. Er ist samt seiner Frau spurlos verschwunden. Goffentlich haben Sie nichts von ihm zu fordern. Sonst können Sie's in den Schornstein schreiben. Dem Schwindler gehört nicht das Hemd auf dem Leib.“

Der Krämerskarl entfärbte sich und streckte die Arme aus, als ob sein Körper den Halt verliere. Rasch sprang der Hausherr herzu, stützte ihn und geleitete ihn zu einem Sessel.

„Ist Ihnen nicht gut? Ruhen Sie sich ein bißchen aus.“

Keines Wortes mächtig, an allen Gliedern zitternd, fiel der Karl auf den Sessel.

Der Besucher ließ eine Weile vergehen. Dann fragte er: „Ist Ihnen jetzt besser?“

Der Karl nickte.

„Sie haben sich erschreckt,“ sagte der Hausherr voll Mitleid. „Sie haben sich erschreckt,“ sagte der Hausherr voll Mitleid. „Sie haben sich erschreckt,“ sagte der Hausherr voll Mitleid.

„Ich kann mir's schon denken. Sie sind auch bei dem Bisping hereingefallen. 's ist zwar ein schlechter Trost, aber 's ist doch ein Trost: Sie haben viele Leidensgefährten. Ich bin selber darunter. Für die Miete, die mir der Gauner schuldig geblieben ist, wollt ich mich an seiner Einrichtung schadlos halten. Gestern schreibt mir eine Frankfurter Firma, sie nimmt die Möbel als ihr Eigentum in Anspruch. Der Bisping hätte nur eine kleine Anzahlung geleistet. Ich kann gar nichts dagegen machen und gehe leer aus. Dabei hat der Spibub drei Jahre mit mir Kontrakt gemacht. Der hat den Kummel verstanden! Wenn man ihn so sprechen hörte, floß er von Biederkeit über. Ich habe einmal gelesen, in der Hölle werden die Heuchler in einen Bleimantel gesteckt und müssen mit verrentem Hals rückwärts gucken. Ich wünsch so leicht keinem Menschen was Böses. Dem Bisping, dem Gleisner, tät ich's gönnen!“

Obzwar der Karl den Anfall überwunden hatte, war er doch völlig fassungslos. In seiner Verzweiflung legte er alle Zurückhaltung ab und schüttete sein Herz vor dem Hausbesitzer aus. Der hörte ihm aufmerksam zu und sprach sich dann dahin aus, es sei ihm nicht mehr zweifelhaft, daß Bisping die Komödie mit dem Basaltbruch nur aufgeführt habe, der Spar- und Darlehnskasse die fünfzigtausend Mark abzugauern.

Daß bei der Zwangsversteigerung in Dortmund für die zweite Hypothek etwas übrig bleibe, sei im höchsten Grad unwahrscheinlich. Immerhin müsse man, nichts zu versäumen, an maßgebender Stelle Erkundigungen einziehen.

Es dunkelte, als der Krämerskarl sich zum Gehen wandte.

Auf der Straße packte ihn aufs neue ein Schwindel, daß er förmlich ins Taumeln geriet.

Ein paar Jungen, die nicht anders glaubten, er habe des Guten zuviel getan, riefen ihm nach: „Er hat! Er hat!“

Er war froh, als er die Stadt hinter sich hatte. Die frische Luft tat ihm gut. Der Weg führte zu beträchtlicher Höhe hinan. Demungeachtet schritt er wacker zu. Wenn ihn die Kräfte nicht verließen, konnte er in drei Stunden zu Hause sein.

Blöcklich blieb er stehen und schrie: „Wie nur ein Mensch so schlecht sein kann!“

Dann wimmerte er: „Wem soll man noch trauen!“

Er wollte an das Furchtbare gar nicht denken. Er spürte, es würde ihn niedertreten. Nur vorwärts, vorwärts!

Der Wald nahm ihn auf, mächtige Buchen mit Lärchen gemischt. Ringsum ertönten die Stimmen der Nacht.

War das der Sturm, der so schrecklich heulte? Das war nicht der Sturm. Ja, was war's denn? Dem Herzhaftesten konnte der Mut entfallen. O weh! Da kam's. Ein graufames Lärmen, Geißelplagen und Rädergerassel, Pferdegehuder und Hundegebell. Und einer johlte: „Juhu, juhu!“ Bei Gott im Himmel, das wütende Heer!

Dem Karl trat der kalte Schweiß auf die Stirn. Er fing laut zu beten an:

„Weicht, ihr Trauergeister,
Denn mein Freudenmeister
Jesus tritt herein!“

Schon war das Teufelsgeschpöck verschwunden. Von fern Klang's wie verhallender Donner.

Ein Wiesengrund tat sich auf. Nahebei glänzten die Dächer von Gopfmannsfeld.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Himmel und Wasser.

Von Ewen Hedín*)

Während wir warteten, wurde Feuer angezündet, und Gulam setzte Teewasser auf. Ich betrachtete mir den ungemütlichen Platz genauer. Auf beiden Ufern tritt Glimmerschiefer zutage, und die hohen Steinwäulen, zwischen denen die Brücke sich einst über den Fluß gespannt hatte, ruhen auf unerquicklichem Felsengrund. Der rechte Brückentopf bildet eine senkrechte Mauer, in die hier und dort horizontale Balken eingefügt sind, und über seine ebene obere Steinschicht läuft, zwei Meter hoch, das Kabel nach einem senkrechten Pfosten und von dort nach seiner weiter entfernt liegenden Verankerung in der Erde. Auf unserer Seite sitzt der Balkentopf der Brücke noch in dem Steindamme und trägt eine Brückenplattform mit einer Brustwehr. Ueber ihren Bretterfußboden hinweg geht das Kabel, ebenfalls zwei Meter hoch, nach dem Kopfe eines festen Pfahles, an dessen anderer Seite es um ein Spill gewunden ist. Es läßt sich daher straffer spannen, wenn es sich zu sehr gedehnt haben sollte. Gewöhnlich werden Reisende und Güter über den Fluß vermittels einer Rolle befördert, die auf dem Kabel entlanggleitet und durch einen eisernen Rahmen am Entgleisen verhindert wird. An einem Gaten an der Unterseite des Rahmens werden Menschen und Tiere befestigt und ebenso leicht wie gewandt hinübergezogen. Nun aber war die Rolle unbrauchbar und wir mußten uns anders behelfen.

Ich lege mich vornüber auf die Brückenplattform und rutsche vorsichtig nach dem Rande. Gerade unter mir tost der gewaltige Fluß, der einer der Riesen des Himalaja ist. Gleich unterhalb der Steinmauern sind zwei Blockkolosse in das Bett hineingestürzt; zwischen ihnen und der rechten Felsenwand war der Fluß zu vielleicht acht Meter Breite zusammengepreßt. Der ganze Sattelbach hatte sich hier anscheinend in einen sprühenden Strahl verwandelt, der sich mit staunenerregender Kraft einen Weg durch das Gebirge bohrt. Die weißschäumende Wassermaße scheint unter die Blöcke hinabzutauschen und dort zu verschwinden, um dann wieder als brodelnde Blöden und gewölbte Wasserhügel nach oben zu steigen. Das Ganze gleicht einem lodenden Riesenkeßel; es grollt wie Donner, es hallt von den Bergwänden wider, es ist ohrenbetäubend, man wird schwindlig und glaubt unter einer Zauber- macht zu stehen, die nedisch in den stöckigen Schaum hinablockt,

*) Durch das Entgegenkommen des Verlegers Brodthaus sind wir in der Lage, unseren Lesern einen interessanten Abschnitt aus dem soeben erscheinenden Schlußband von Hedíns Werk „Transhimalaja“ (geb. 10 Mk.) zu bieten. Er ist eine notwendige Ergänzung der ersten zwei Bände.

unter dem der Sattelbach in seinem Verferkergang mit wütender Wildheit und Kreideweiß vor Jörn dahin tanzt. Man fürchtet sich unwillkürlich. Wenn die Balken sich gerade jetzt lockerten, während ich hier liege und in die Tiefe hinabstarre? Wenn das Kabel gerade dann, wenn ich über dem Fluße hänge, mit scharfem Klange auseinanderreißt? Nun, dann ginge es wenigstens schnell! Man würde schon, ehe man noch wirklich das Herz vor Angst im Falle schlagen fühlte, als gehacktes, stark ausgewässertes Beefsteak aus dem Strudel bei den Blöden herauskommen!

Aber das Kabel hält, wurde mir gesagt, obgleich es so dünn wie ein Strid ist. Es soll 35 Meter lang sein.

Es muß noch eine schöne Strecke bis Boo sein, dachte ich, denn Ngurup kommt gar nicht wieder. Geduld! Heraus mit dem Stizzenbuch; diesen Ort vergesse ich nie! Die steinerne Plattform des rechten Uferdammes ist nur einen Steinwurf entfernt, aber der Weg dorthin ist lang und steht unter der Herrschaft des Todes. Hinter mir liegt das ganze Tibet. Und doch habe ich nie vor einem so ungemütlichen Schnitte in der Erdrinde gestanden.

Endlich erreicht mein Warten sein Ende. Dort eilt eine Schar Männer die Abhänge hinunter. Es sind Eingeborene aus Boo, aber es sind auch zwei Europäer mit Spazierstöden und Tropenhelmen dabei! Sie ersteigen schnell den Uferdamm und grüßen höflich herüber. Ich habe das Gutabnehmen ganz verlernt, aber glücklicherweise steckte ich ihnen nicht die Zunge heraus, sondern winkte nur eifrig mit dem Stizzenbuch. Man sieht, wie angelegen sie es sich sein lassen, mich möglichst schnell hinüberzuholen. Ngurup hat ihnen meinen Brief gebracht. Sie wissen also, daß ich es bin, der jetzt endlich in die Zivilisation zurückzulehren geruht, nachdem ich über zwei Jahre in Tibet gehaust habe — gegen den Willen von vier Regierungen, England und Indien, Tibet und China, gar nicht zu reden von dem im Jahre 1907 zwischen Großbritannien und Rußland abgeschlossenen Vertrag, der unter anderem auch den Zweck hatte, während dreier Jahre alles, was Entdeckungsreisen heißt, in Tibet zu verhindern. Sie wissen, daß ich während jener Zeit mein eigener Herrscher war, und sind begierig zu hören, wie es mir ergangen ist.

Ein Eingeborener, der Deba Ram heißt und Dorfschulze in Boo ist, kommt, unter dem Maulselsattel baumelnd, auf unsere Seite herüber. Man sieht, daß er an diesen Sport gewöhnt ist und zum Abiatiser passen würde. Nachdem er glücklich gelandet ist und mich höflich begrüßt hat, bindet er einige Säcke und ein Zelt unter den Sattel, an welchem ein fester, dünner Strid befestigt worden ist, dessen anderes Ende die drübenstehenden Männer handhaben. Deba Ram gibt ein Zeichen, seine Leute am rechten Ufer beginnen zu ziehen, und bald ist die ganze Ladung in ihren Händen.

Nun beginnen die beiden Europäer zu gestikulieren, machen mir Zeichen und deuten nach Boo hinauf. Ich verstehe sie nicht. Der eine schreibt einige Zeilen auf ein Stück Papier, das mit dem Sattel herüberkommt. Darauf steht: „Bitte, warten Sie noch ein wenig. Wir haben um einen sicheren Seilwagen ins Dorf geschickt.“ Schön, der Sattel ist also nicht sicher, ich warte gern.

Der Seilwagen kommt und wird zu uns hinübergezogen. Kuntjank versucht sein Glück. Es war ein Spaß, Suäns und Lobiangs Versücher zu sehen, als ihr Kamerad über die Tiefe schwebte. Sie waren vor Aufregung dem Erbrechen nahe und mußten sich abwenden. Suän rollte sich hinter dem Spill wie ein Sgel zusammen und weinte bitterlich.

„Was fehlt Dir?“ fragte ich.

„Es ist entsetzlich, daß wir hier alle sterben müssen, nachdem wir so weit gelangt sind und nur noch eine so kleine Strecke zurückzulegen haben.“

„Ach, sei doch nicht albern, Suän, es ist nicht im geringsten gefährlich.“

Im Grunde beneidete ich Kuntjank, der schon die Todesfahrt über den Sattelbach gemacht hatte. Doch zunächst mußte ich aufpassen, daß meine wertvollen Aufzeichnungen ordentlich festgebunden wurden und glücklich hinüberkamen. Und dann wollte ich gern wissen, wie man hier mit Lasttieren umgeht. Einer der Klugen Maulsels wird vorgeführt und steht nun gerade unter dem Wagen. Ueber diesen werden vier starke Stridbündel gelegt, von denen eins unter der Schwanzwurzel durchgezogen wird, eins den Hals füllt, das dritte vor den Hinterbeinen um den Leib geschlungen wird und das vierte ebenso hinter den Vorderbeinen angebracht ist. Dem Opfer wurden die Augen verbunden. Der Maulsels stand geduldig still, aber man sah am Bittern seiner Beine, daß er ein gemeines Altentat ahnte. Fertig! Die Leute auf dem rechten Uferdamm begannen auf ein gegebenes Zeichen aus Leibeskräften zu ziehen. Der Seilwagen gleitet langsam auf dem Kabel vorwärts. Der Maulsels muß mit und geht mit schwankenden Schritten auf den Fluß zu, nachdem er vergeblich versucht hat, sich mit den Hufen entgegenzustemmen. Er fühlt den Boden unter seinen Füßen weichen, streckt die Beine aus, erreicht aber dem Grund nicht mehr. Im nächsten Augenblick segelt er schon über dem tosenden Fluße in der Luft. Er hat sich in sein Schicksal gefunden; seine Beine hängen schlaff herunter; was blieb dem armen Geschöpfe auch weiter übrig? Aber die Angst ist kurz, seine Vorderhufe schlagen gegen den Rand des Steindammes, er fühlt wieder festen Boden unter den Füßen und steht ebenso geduldig wie vorher still, als man ihn aus allen seinen Schlingen befreit, um ihn zum Gras nach einer Böschung zu führen.

Nun bin ich an der Reihe! „Die Erde verschwindet; zum Feste der Asen ruft das Gjallarhorn . . .“

Deba Ram muß mich für sehr schwer halten. Er bindet mich fest wie einen gefährlichen Gefangenen. Ich schlüpfte mit den Beinen in die Seilösen und greife fest um die vordere Stange des Seilwagens.

„Los!“ rufe ich.

„Nein, Sahib, noch nicht,“ antwortete Deba Ram

„Was fehlt noch?“

„Das Geschirr hält schon, damit hat es keine Gefahr. Aber wer nicht daran gewöhnt ist, den Fluß unter sich zu sehen, der kann schwindlig werden, die Besinnung verlieren, mit den Händen loslassen, rücklings hinunterschlagen, aus den Schlingen herausgleiten und mit dem Kopfe voran in den Langtschen-lamba hinabstürzen.“

„Ich werde nicht schwindlig.“

„Der Sicherheit halber winden wir Ihnen doch noch lieber zweimal ein Seil um den Leib und um die übrigen Stride. So, nun ist es gut! Jetzt können Sie die Hände loslassen, Sahib, ohne zu fallen.“

„Los!“ rief ich mit lauterer Stimme als das vorige Mal.

Deba Ram gibt sein Zeichen, der Seilwagen beginnt zu gleiten; ich schwebte über den Rand hinaus und sehe nun unter mir in der Tiefe die grauweißen Wellen des Flusses dahinrollen. Eine Ewigkeit vergeht. Weshalb komme ich denn nicht schon drüben an? Es sind ja nur 35 Meter. Droben auf den Höhen ist mein altes Tibet. Drunten in den Ebenen ist Indien. Meine Karawane ist auseinandergerissen. Ich selbst schwebte zwischen dem Himmel und dem mörderischen Satedsch. Ich habe diesen Fluß erforscht und seine ursprüngliche Quelle gefunden. Die Entdeckung kostete gewiß ein Opfer! Nie hatte ich vor dem gewaltigen, majestätischen Flusse solchen Respekt gehabt wie in diesem Augenblick, und auf einmal hatte ich Verständnis für die Tschortenpyramiden und Steinmale der Tibeter an Ufern und Brücken, jene Ruße um Hilfe gegen unbezwingliche Naturkräfte und jene versteinerten Gebete zu unerbittlichen Göttern. Mein Blick fällt auf den weichen, im Abgrunde drunten siedenden Riesenkeßel. Wie großartig, wie hinreißend schön! Die Sprache besitzt keine Worte dafür, kein Meister kann dieses Bild malen, die schwindelerregende Vogelperspektive läßt sich nicht auf der Leinwand wiedergeben. Nur nach einem Modelle könnte man sich einen Begriff davon machen. Hört nur das konzentrierte Dröhnen dieses Wasserdonners, das sich mit jedem Augenblick erneuert. Es füllt die enge Steinrinne an, und ich schwebte inmitten eines Chaos von Schallwellen, die einander von allen Seiten her kreuzen.

Ich schauke bei jedem Ruck, den das Ziehen der Leute verursacht, hin und her. Holla! Nur noch zwei Meter bis an den Rand des Steindammes. Herrliches Land! Hat das Kabel so lange gehalten, so wird es nicht gerade jetzt mit verhängnisvollem Krachen reißen. Zieht! Nur noch ein Meter. Mit einem behaglichen Gefühl des Geborgenseins gleite ich über dem Steindamm weiter und bin im Handumdrehen aller Bande und Fesseln ledig!

Die beiden Europäer heißen mit in deutscher Sprache herzlich willkommen und gratulieren mir, daß ich die kurze Himmelsreise ohne weitere Abenteuer überstanden habe. Sie sind Herrenhüter Missionare und heißen Marx und Schnabel. Innerhalb einer Minute sind wir schon so gut miteinander bekannt wie Jugendfreunde.

Ueber Literaturgeschichte.

Das Bedürfnis, einen Ueberblick zu gewinnen über die Fülle von Erscheinungen, die in ihrer Gesamtheit die Literatur eines Volkes ausmachen, die sich beständig breiter dehnt wie ein Strom, je weiter er fließt, sich über Wert und Wesen des einzelnen wie über die Entwicklung des Ganzen orientieren zu lassen, ist längst nicht mehr ein Vorrecht der bürgerlichen intellektuellen Oberschichte. An Stelle der großen kostspieligen für sie bestimmten Werke sind lange billigere und bequemere Handbücher für den bürgerlichen Hausgebrauch getreten, und auch an kleinen Kompendien, die ihre Datenweisheit und raschgefugten Urteile in die weitesten Kreise tragen, fehlt es nicht. Eine Literaturgeschichte nach den Gesichtspunkten der materialistischen Geschichtsauffassung gibt es dagegen noch nicht. Auch das Proletariat ist, wenn es sich Licht verschaffen will über das Werden der Werke unserer Großen, nach denen es immer durstiger sich drängt, noch angewiesen auf die Erzeugnisse bürgerlich-professoraler Gelehrsamkeit und bürgerlich-journalistischer Routine. Und der Spekulationsgeist der bürgerlichen Verleger macht sich bereits durch billige Volksausgaben neuer oder schon bewährter Werke daran, dieses Verlangen zum Vorteil seines Beutels zu befriedigen. Um so mehr ist es notwendig, daß wir uns klar werden über die Mängel und Grenzen dieser Erzeugnisse.

Eine der erfolgreichsten unter den neueren deutschen Literaturgeschichten, des Berliner Professors Rich. M. Meyer „Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts“, ist seit ihrem ersten Erscheinen zur Jahrhundertwende in vier starken Auflagen verbreitet worden. Nun wird sie in einer Volksausgabe auf den Markt gebracht. (Mit Porträts. Berlin, bei Gg. Vondri, Preis 4,50 M.)

Das Grundproblem, über das sich der Professor einer Literaturgeschichte zunächst ins Klare kommen muß, ist die Einteilung seines Stoffes, die Periodisierung. Das ist ein notwendiges Uebel. Sie dient dazu, uns die Entwicklung zu verdeutlichen gerade dadurch, daß wir einzelne Punkte fixieren. Aber das trägt schon einen Wider-

spruch in sich zu der dauernden Bewegung, deren Wesen abgepiegelt werden soll. Unbedingt haftet ihr etwas Mechanisches an, und dies ist der Grund der beweglichen Lage, die von den Künstlern immer wieder erhoben wird über die „Registaturen“ und „Schubfächer“, und die Eisketten, die ihnen der eifrige Historiker auflebe für sein System. Es kommt nun alles darauf an, eine Methode zu wählen, die möglichst wenig mechanisch ist. Als Meyers Literaturgeschichte vor zehn Jahren erschien, erregte sie zunächst durch ihre sonderbare Einteilung Verwunderung. Meyer hatte sein Jahrhundert in zehn mathematisch gleiche Teile zerlegt und schrieb die Geschichte nach Dezennien. Es ist aber klar, daß gerade dieses Verfahren alle Nachteile des Mechanischen besonders stark ausgeprägt zeigen mußte. Meyer fand also lebhaften Widerspruch, und obwohl er sich mit großer Veredamtheit verteidigte, gab er schließlich nach und näherte in den späteren Ausgaben sein Werk der üblichen Kapiteleinteilung an. Aber auch dies geschah äußerlich, also wiederum — mechanisch: zu einer vollkommeneren Umarbeitung konnte sich Meyer offenbar doch nicht verstehen, und so ist denn die alte Dezennienverfassung deutlich noch durch die Fäden der neuen Konstitution spürbar, wie altes Sparrenwerk durch einen neuen Anstrich. Immer noch werden Dichter häufig neben einander gestellt, bloß weil sie das gleiche Geburtsjahr gemeinsam haben. Der Uebergang wird dann ganz äußerlich und mechanisch vollzogen, etwa: „Nur ein Jahr trennt von dem größten Lyriker nach Goethe zwei Dichter“ — worauf sich dann an seine unmittelbar anreißer — der patriotische Märler Chr. Fr. Scherenberg und der oppositionelle Spielmann Hoffmann von Fallersleben. Und in ähnlicher Weise geht es, hurra, hurra, hopp, hopp, über alle Gegensätze hinweg, von dem schweizer Volkschriftsteller Jer. Gottlieb zu dem preussischen General und romantischen Politiker Radowiz (beide aus dem Jahr 1797), von der Droste zu Heine (1797), von dem Realismus der Ebner-Eichenbach zur Künstlerromantik Paul Heyjes (beide 1830). Und auch sonst ist Meyer, weil er, aus der Enge und Einseitigkeit seines Systems heraus, nicht organisch gliedern kann, gezwungen, die wunderlichsten Notbrücken zu schlagen; so etwa um von Grillparzer und seinen Altersdramen zu Rückert zu gelangen; oder wenn er von Mostke (1800) über den frommen Lyriker Spitta und den großen Humoristen Vog. Holz aus „dem Vorhof unseres Jahrzehnts in sein Jannetad“, nämlich Grabbe (alle drei 1801) eintritt. Wehmüch reißt er mit rein äußerlichem Witz an den schwäbischen Romelisten und Romantiker Hauff den jungdeutschen Belwanderer Pücker, an den freundlichen Humoristen Trojan — Th. Storm, als einen „ganz anderen Virtuosen der Stimmung“ (unbestreitbar!). So kommt er dann dazu, ganz im Gegensatz zu seiner annalistischen Methode und doch in Konsequenz daraus, den jungen romantisch gefärbten Georg Hermann vor den alten Naturalisten Krejer zu stellen, die Erbin der älteren Künstlerromantik Fjode Kurz und den „Heimatkünstler“ Hermann Hesse an die tapfere Realistin Clara Viebig anzuschließen, und die historischen Romane der Handel-Wazzetti, deren Wesen durchaus mit den Strömungen der letzten Jahre verbunden ist, vor den Naturalismus zu stellen — bloß, weil er gerade ein paar andere Romanschriftstellerinnen unter der Feder hatte. Meyer bildet dann Kapitel, die so allgemein sind, daß ihnen beinahe jede spezifische Charakteristik abgeht: „Kampf zwischen Pessimismus und Lebensfreude“, „fremde Vorbilder und deutsche Pfadfinder“, „Freude an der Fülle des Daseins“. Diese Kapitel wie etwa auch „Der neue Roman“ sind mit den von allen Seiten her zusammengegriffenen Tatsachen angefüllt wie ein gepfropfter Kuddsch, bei dem es ja auch mehr auf die Vollgähigkeit des Mitgenommnen als auf Ordnung und Uebersicht ankommt. So findet man mit großem Erstaunen neben Frenzel und Mauthner, Fern. Grimm und Hillebrand im Kapitel „Wissenschaft und Kritik“ auch — Spielhagen und Fitzger; und Fr. Palm hätte sich gewiß mit allen Kräften zur Wehr gesetzt, in ein Kapitel „Sturm und Drang“ eingereiht zu werden. Das schmeckt wie Most und Limonade in einem Glase!

Genug der Beweise, daß es an der Meyerschen Literaturgeschichte an der Grundeigenschaft des großen Geschichtswerts durchaus gebricht: seine Periode organisch aus ihren Voraussetzungen erwachsen zu lassen, denn auch seine mechanische Durchführung des schwierigen historischen Problems beruht ja im letzten Ende darauf, daß ihm die große Linie in einzelne Atome zerstückt, daß er seiner liberalen Weltanschauung gemäß nur das Individuum sieht, nicht die Gesamtheit. Er erklärt es eingangs als seine Aufgabe, „vor allem die Individuen als Träger der Entwicklung darzustellen“, und wenn er gleich darauf sagt: „Die ganze Nation ist die Schöpferin ihrer Dichter und ihrer Dichtung“, so bleibt das eben eine schöne, aber ganz wirkungslose Kapitelchlussphrasen. Man kann sich kaum eine abstraktere Darstellung von Literatur denken, wirklich abgezogen von den Realitäten des geschichtlichen Lebens. Es wird einem vielleicht nirgends so empfindlich klar, wie hier, daß Gerbinus und Setmer, die großen Historiker unseres Schrifttums, nie Schule gemacht haben. Meyer schildert eine Literatur, die weit über dem Boden schwebt, auf dem wir wandeln, und sich unablässig um sich selbst bewegt, ein Kunstfeuerwerk, das farbenbunte Strahlen wechselnd herabsendet. Goethe war kein Patriot im gewöhnlichen Sinne des Wortes; „dadurch“ werden die jüngeren Dichter angeregt „auf Pfaden, die er verschmähte, zu neuen Taten poetischen Schaffens auszuziehen.“ „Es lag in der Stimmung der Zeit zu verzweifeln“, findet Meyer, und hat hiernit den Ugrund der Melancholie Lenaus und seiner Generation aufgedeckt! Eine neue Entwicklungsphase beginnt, weil

„In einem halben Jahrhundert gewaltige Kräfte, leidenschaftliches Streben sich fast erschöpft hatten“. Verfassungskonflikt und Kulturkampf werden nicht erklärt durch „liberale Kurzsichtigkeit und konservative Provokation allein“ — behüte, wer wird so beschränkt sein — „zu grunde lag das tapfere Erwachen der Besten aus der dumpfen Verzweiflung jener verhängnisvollen Selbstverachtung.“ Man sieht Meyer ist als Historiker der absolute Dilettant.

Und trotzdem der ungewöhnliche Erfolg dieses Wertes! Zur Erklärung genügt ein Volkswort, das Meyer selbst gern anwendet: daß nämlich unter den Blinden der Einäugige König ist. Unsere derzeitige Literaturgeschichte steht im ganzen auf einem recht tiefen Niveau, und vor den anderen Werken seiner Art hat das Mehers doch die Vorzüge voraus, die eine beträchtliche philologische Schulung und ein ungewöhnlicher psychologischer Scharfsinn gewähren. So gelingen ihm glänzende Einzelcharakteristiken — besonders etwa Heine (dessen soziale Dichtungen freilich nicht einmal erwähnt werden), Grabbe, Ludwig, Schefel, Keller, Fontane, Hauptmann —, und nur in ihnen beruht der Reiz seines Wertes. Freilich ist nicht zu übersehen, daß sich daneben auch ganz unzulängliche Darstellungen finden, so Herrn Lingg, J. G. Fischer, Spielhagen, Rud. Lindau, Schönath-Carolath, von neueren Villencron, Dehmel, Münchhausen, Lulu Strauß-Tornay, Heinrich Mann, Ernst Mosner, Karl Hauptmann, Graf Keyserling, von neuesten Chr. Morgenstern, der Tyrler und Parodist, der sich auf wunderbaren Wegen ins Romantapitel verirrt, Wilh. Schäfer und Ernst Lissauer. Gänzlich fehlen u. a. Bertold Suttner und — die Marlitt. Nicht selten, und dies gehört zu den Schwächen der oben geschichteten Meherischen Vorzüge, macht sich eine gewisse Notizengelehrtheit und eine Art Bildungsprahlerei unangenehm bemerkbar, wenn etwa bei Gelegenheit eines protestantisch-frommen Novellisten der altbödeutsche Ditsch v. Weisenburg genannt oder eine kühne Verbindung zwischen Wiernagly und Pierre Loti hergestellt, wenn bei Grillparzers Goldenem Niesch Flaubert zitiert oder Medea mit Helene Krause („Vor Sonnenaufgang“) in Beziehung gesetzt wird. In derselben Richtung liegt es, wenn der biedere Schweizer Novellist Ernst Zahn mit Meunier verglichen und Barichs Elisabeth Kött, der Roman einer Schauspielerin, ein, freilich mißlungenes, Gegenstück zum Wilhelm Meister genannt, oder höchst oberflächlich behauptet wird, daß Strauß' Leben Jesu für Deutschland die gleiche Bedeutung gehabt, wie für Frankreich — die Hochzeit des Figaro! Die samerzhafte Behauptung aber, „Grün, Lenau, Freiligrath, Hoffmann v. Fallersleben und Herwegh treten sich von 1831 bis 1841 auf die Fersen“, muß mindestens als übertrieben bezeichnet werden. Schließlich muß auch noch auf die ungewöhnlich hohe Zahl von Druckfehlern hingewiesen werden. Auf die Meherische Literaturgeschichte als historische Leistung im ganzen betrachtet, daß vorzüglich ein Goethewort, das er selbst im Hinblick auf „einige Tyriler der Gegenwart“ zitiert: „Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektur im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstruiert. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, gibt sich aber durchaus dem Stoff hin, anstatt ihn zu beherrschen.“

Reben dem Wert Mehers hat in den letzten Jahren E. u. d. Engels „Geschichte der deutschen Literatur“ von den Anfängen bis in die Gegenwart (2 Bände mit 60 Bildnissen, Leipzig, Freitag und Tempski, geb. 12 M.) ungewöhnlich starke Verbreitung gefunden. Als historisches Werk steht das Buch des Berliner Bibliothekars nicht höher als das des Berliner Professors. Engel fehlt der Blick für die großen Zusammenhänge fast ganz. Geschichtliche Ereignisse, die Einfluß auf die Literatur genommen haben, werden leicht gestreift, kulturhistorische Bemerkungen eingeflochten, weil es jetzt doch mal so Brauch ist. Irgendeine tiefere Bedeutung wird mit dem allen nicht verknüpft. Engel fehlen aber auch die Vorzüge, die Meher Philologie und Psychologie verdankt, durchaus, und die hausbackene Weisheit des „gesunden Menschenverstandes“ ist doch nur ein recht kümmerlicher Ersatz. Dies geht noch an, so lange wir uns auf der sicheren, geschlossenen Bahn entfernter Vergangenheiten bewegen. Je mehr wir uns der eigenen Zeit nähern, umso größer wird die Not angefühlter der sich mehrenden Kompliziertheit der Dinge. Die Darstellung zerflattert, und manche Entwicklungsmomente der Gegenwart entziehen sich dem Verständnis ganz. Eine Erscheinung etwa wie George wird durchaus nicht begrifflich gemacht, und an der Persönlichkeit Dehmels scheitert der Verfasser ganz und gar. Auf viele Details kann hier natürlich nicht eingegangen werden.

So gilt von diesen neuen Literaturgeschichten dasselbe wie von ihren Vorgängern und Konkurrenten; daß sie für uns nur Surrogate darstellen und nur mit größter kritischer Vorsicht zu benutzen sind.

Otto Bittner.

Kleines feuilleton.

Eine Kinderstatistik. Einer französischen Zeitschrift entnehmen wir folgende lehrreiche Statistik über den Kinderbestand verschiedener Länder. Demnach gibt es nur sieben Länder, deren Kinderbestand höher als 10 Millionen Stück beträgt. Es sind dies: Vereinigte Staaten mit 71,3 Millionen, Europäisches Rußland mit 39,1 Millionen, Argentinien mit 30 Millionen, Deutschland mit 20,6 Millionen, Oesterreich-Ungarn mit 17,7 Millionen, Frankreich

mit 14,0 Millionen und England mit 11,6 Millionen Stück Rindvieh. Diese Zahlen bekommen ihre wahre Bedeutung, sobald man auch die Bevölkerungszahl in Betracht zieht. In diesem Falle bleiben die Vereinigten Staaten mit 0,94 Stück Rind pro Kopf der Bevölkerung an erster Stelle; dann folgen: Argentinien mit 0,76 Stück, das kleine Dänemark mit 0,71 Stück, die Türkei mit 0,56 Stück, Bulgarien mit 0,47 Stück, Rumänien mit 0,37 Stück, und erst an der neunten Stelle Deutschland mit 0,32 Stück Rindvieh pro Kopf der Bevölkerung. Es bleibt sogar etwas hinter dem rinderärmeren Frankreich (0,35) und Oesterreich-Ungarn (0,34) zurück. Diese Statistik hätte durch Berücksichtigung des Lebendgewichtes der Rinder viel gewinnen können; es fehlt aber an einschlägigen statistischen Unterlagen.

Völkereunde.

Zivilisation und Naturvölker. Die sogenannten weißen Eskimos, die eine amerikanische Expedition unter der Leitung von Dr. Stefansson und Dr. Anderson an den Eismeerküsten Nordamerikas entdeckt hat, haben in der Völkereunde ein ungewöhnliches Aufsehen erregt, da man sie als eine ganz neue Menschenrasse betrachtet. Sie haben auch alsbald eine ganze Reihe von Theorien hervorgerufen, die sich mit ihrer Entstehung beschäftigen. Dr. Stefansson, selbst ein Norweger von Geburt, hat nicht gezögert, diese weißen Eskimos als Abkömmlinge der alten Wikingen in Anspruch zu nehmen, die um das Jahr 1000 Fahrten nach Grönland unternahmen und dort Ansiedelungen gründeten. Dr. Stefansson, der in dem von ihm entdeckten Stamm also halbe Landsleute sieht, ist begreiflicherweise um deren Zukunft besonders besorgt und weist darauf hin, welche Gefahr es in der Regel für einsam und nur im Verkehr mit der Natur lebende Völker bedeutet hat, entdeckt zu werden. Mag das völkereundliche Interesse auch noch so groß sein, die eigentlichen Beziehungen werden doch nur von der Gabsucht der Entdecker bestimmt, die zunächst wissen möchten, was in dem neuen Land zu holen ist. Nutzbare Mineralien oder wertvolle Pelze sind der Gewinn, auf den gerechnet wird. Dazu kommt der Wunsch der überall aufmerksamen Missionare, neue Seelen zu retten. Aber niemand scheint, wie Dr. Stefansson sagt, daran zu denken, auch die Körper zu retten. Händler aller Arten erscheinen und bringen Schießpulver und Alkohol, möglicherweise noch sehr viel bedenklichere Neuheiten in der Gestalt von ansteckenden Keimen.

Ein Mitarbeiter des „Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung“ stellt einmal einige geschichtliche Tatsachen zusammen, um daran zu zeigen, welchen Schaden das Eindringen der Europäer den Naturvölkern fast immer bringt. John Millais, der Sohn des großen Malers, der sich der Erforschung von Neufundland gewidmet hat, ist ein Zeuge dafür, wie die schöne Rasse von Eingeborenen dort durch den eingeführten Rum der Händler und die gleichfalls eingeschleppte Schwindpocken an den Rand des Untergangs gebracht worden ist. Die ganze Küste von Labrador, wo früher epidemische Krankheiten völlig unbelamtet waren, verliert jetzt seine ohnehin spärlich gesäten Bewohner durch Seuchen, die aus südlicheren Gebieten eingeschleppt worden sind. Dr. Grenfell hat einen Besuch geschildert, den er in einer kleinen Ansiedlung in Labrador machte, um den dort um ersten Male aufgetretenen Typhus zu bekämpfen. Er fand 80 gestorene Leichen vor, das einzige, was von den Bewohnern des Dorfes übrig geblieben war. Außer Tuberkulose und Typhus räumen Diphtheritis, Masern und Hautkrankheiten furchtbar unter den Naturvölkern auf, wenn die Keime einmal einen der Menschen ergriffen haben. Kein Wunder, daß abgeschlossen lebende Völker das Eindringen des Europäers fürchten wie einen Pesthauch.

Am stärksten hat sich das Unheil auf den Südseeinseln gezeigt. Die dortigen Bewohner, wie sie Chamisso noch begeistert in ihrer Schönheit und blumenhaften Unberührtheit schilderte, sind im Verlauf des letzten Jahrhunderts schmählich verderbt und dezimiert worden. Der Geologe Dana schrieb schon im Jahre 1835, der größte Fluch für jede Südseeinsel sei der erste Mann gewesen, der sie „entdeckte“. Auf den Sandwichinseln starb damals in jedem Jahr ein Vierzigstel der gesamten Volkszahl. Besonders auffällig ist der Umstand, daß ansteckende Krankheiten, gegen die der Europäer schon ziemlich weit geieit worden ist, unter den Angehörigen von Roturstämmen entlehnte Verheerungen anrichteten. Dr. Stefansson selbst sagt, daß von allen Eskimos in Kanada und Alaska während der letzten fünfzig Jahre etwa die Hälfte an Masern gestorben sei. Auf den Fidjiinseln wurden durch sie in einer einzigen Epidemie 40 000 Männer, Frauen und Kinder jeden Alters dahingerafft, mehr als der vierte Teil der Gesamtheit. Ein besonderes Kapitel in der Geschichte der Gefahren der Entdeckung nimmt Afrika ein, dessen Bewohner erst durch ihre weißen Brüder die Schwindpocken, die Syphilis, den Alkohol und das Kokaïn kennen lernten. Daß die Indianer Amerikas noch mehr durch das „Feuerwasser“ als die Feuerbeweher der weißen Europäer und mehr durch den Tuberkelbazillus als durch tödliche Waffen zusammen-geschmolzen sind, ist bekannt genug, und auch die Frage in den Vereinigten Staaten wird durch die hohe Schwindsuchtssterblichkeit in einer Weise „geregelt“, die den dortigen Politikern wahrscheinlich nicht ganz unerwünscht ist.

Wann endlich wird die Rücksicht und Menschlichkeit, die den Naturvölkern gewidmet werden sollte, wirklich praktisch betätigt werden?